



GERTRUD SVOBODA

KATER

MORITZ

und sein

kleiner Harem



Weltbild

Ein herzhaftes, beglückendes Tier- und Menschenbuch

Wahre Begebenheiten aus dem Zusammenleben mit den eigenwilligen vierbeinigen Hausgenossen, aufmerksam beobachtet und spannend dargestellt.

Die innere Verbundenheit der Autorin mit ihren schnurrenden Lieblingen spricht aus jeder Zeile dieses berührenden Buches, dem Patricia Highsmith ein sehr persönliches Vorwort mit auf den Weg gibt.

Humorvolle Geschichten voll tiefem tierpsychologischem Verständnis – hochwillkommene Lesefreude und kenntnisreicher Ratgeber für jeden Katzenfreund.

Gertrud Svoboda

Kater Moritz und sein kleiner Harem

Mit einem Vorwort von Patricia Highsmith

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 1981 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-95569-915-4

Für Hans

Mit der Menschen-
ähnlichkeit der Kreatur
wächst unser Leid
bei ihrem Tode.

ALMA MAHLER-WERFEL

Zu diesem Buch

Löwen und Tiger werden zuweilen als große Katzen bezeichnet. Dagegen empfinde ich meine eigenen beiden Katzen (mehr als zwei habe ich nie gehabt) als kleine Löwen, als Miniaturausgaben ihrer großen Verwandten. Es ist wie ein kleines Wunder, wenn man sieht, wie meine Katzen durchs Haus schreiten oder wie sie schlafend daliegen, graziös in jeder Bewegung und auch im Ruhen. Hat jemals ein Mensch von einer Katze ein hässliches Foto gemacht?

»Katzen sind von niemandem abhängig«, so hört man immer wieder von Leuten, die Katzen nicht kennen; man lächelt dann ein wenig und stimmt höflich zu. Aber die kleinen Löwen, die sich entschlossen haben, mit uns zu leben, die man uns geschenkt oder gekauft und durch Liebkosungen dazu gebracht hat, bei uns zu bleiben und uns vielleicht sogar gernzuhaben – sie werden schließlich emotional ebenso abhängig von uns, wie wir es von ihnen sind.

Und doch lebt in jeder Katze, auch in der höchstgezüchteten, ein primitiver Kern. Er besteht nicht so sehr aus Unabhängigkeit oder Gleichgültigkeit gegenüber menschlicher Fürsorge als vielmehr aus einem Drang zur Selbstständigkeit. Unter der Überschrift »Katzen« heißt es in der letzten Zeile der elften Ausgabe der Encyclopaedia Britannica: »Sie fallen leicht in die Gewohnheiten wild lebender Tiere zurück.« Das stimmt, damit ist eben die Fähigkeit gemeint, einen Vogel zu fangen, in Abfällen nach Nahrung zu suchen, auf der Flucht vor einem Feind plötzlich einen Baum zu erklettern, auch wenn die Katze den Baum erst im allerletzten Moment erblickt hat. Eine Katze versteht es, beim Fallen auf den Füßen zu landen. Dem Hund ist das nicht gegeben; es kommt vor, dass er sich auf dem Grab seines Herrn wirklich zu Tode grämt, dass er jede Nahrung ablehnt und das Grab nicht mehr verlässt. Die potenzielle Wildheit, die innere Freiheit gehören zum Charme der Katzen. Auch sind sie durchaus imstande, ihren Herrn oder die Herrin zu lieben, obgleich sie es vor anderen nicht immer zeigen.

Gertrud Svoboda-Srnčik hat in ihrem Buch eine Reihe von Erinnerungen an ihre vielen Katzen niedergeschrieben. Es gab da Maxi und Mimi, Moritz I. und Moritz II. Sie gehen verloren und finden sich wieder, und sie bringen manchmal unversehens den ganzen Haushalt durcheinander. Kommt man in das Landhaus von Gertrud und Hans Svoboda, so findet man sich in der Atmosphäre eines Heims, in dem Katzen nicht von morgens bis abends dominieren, wo sie aber so wichtig genommen werden wie ein lieber Verwandter, der hier zu Hause ist. Die Autorin hat daher eine durchaus realistische Einstellung zu ihren Katzen. Die Episode, die mich am stärksten berührte, hatte nichts zu tun mit der Klugheit von Katzen, sondern mit dem Tod, nämlich mit dem Tod von Mentschi am letzten Tag des Jahres 1977. »Die Metastasen sind greifbar«, sagte damals der Tierarzt. Hoffnung gab es nicht, und die Katze wurde mithilfe von zwei Spritzen eingeschläfert. Es war das Ende – jedenfalls das reale Ende – einer Liebe zwischen Mensch und Tier. Der nächste Entschluss wurde nur zögernd gefasst, denn Hans hatte Hunde eigentlich lieber. Aber es wurde dann doch eine Katze. »Besser gesagt – zahlreiche Katzen. Und ich kaufte bei Meister Holzmüller in Göllersdorf das erste einer Unmenge von blau karierten Quartheften, um darin ihre Geschichten aufzuschreiben.«

Der fröhlich-lebendige Stil ihrer Schreibweise ist es, der die Geschichten von Gertrud Svoboda-Srnčík, die glücklichen und die tragischen, zu einer echten Lesefreude macht. Es sind keine sentimentalischen Anekdoten. Der Leser spürt die innere Verbundenheit und den Respekt, beides notwendige Substanzen der Beziehung zwischen Mensch und Katzentier.

Patricia Highsmith

Wann habe ich zum letzten Mal in diesen Aufzeichnungen geblättert? In meinen Katzentagebüchern, die ich seit elf Jahren führe? Vor drei, vor zwei Jahren? Nein, es ist länger her. Am letzten Tag des Jahres 1977, vor vier Jahren. Rundum im Dorf feierte man Silvester. Die Fenster der Häuser waren hell erleuchtet. Lieder drangen durch den Garten zu uns herüber. Und, kurz nach Mitternacht, Böllerschüsse. Der Platz neben mir, auf der Bank in der Essecke, war leer. Und Hans sagte: »Du darfst das nicht so tragisch nehmen. Letzten Endes war er ja doch nur ein Tier!«

»Für mich war er wie ein kleiner, armer, bedauernswerter Mensch!«, beharrte ich und strich mit der Hand über das Polster, auf dem unser Kater sechs Jahre lang bei jeder Mahlzeit und auch sonst manchmal gelegen und geschlafen hatte. Ich schämte mich nicht der Tränen, die an diesem Abend auf die Seiten dieses Büchleins fielen. Erst lange nach Mitternacht raffte ich mich auf und machte diese Eintragung:

1. Jänner 1978. Wir haben Mentschi gestern, am 31. Dezember 1977, um 13 Uhr einschläfern lassen. Der Tierarzt kam aus Stockerau. Ein feiner, verständnisvoller Mann. Er stellte unseren Kater behutsam auf den Tisch, begann ihn vorsichtig abzutasten und ihm die Temperatur zu messen. Zwischen uns fiel zunächst kein Wort, aber ich sah ihm an, dass das Ergebnis seiner Untersuchung mit meinem Verdacht voll übereinstimmte: Mentschi war hoffnungslos krank. Wir würden uns von ihm trennen müssen.

»Gibt es keine Rettung, Herr Doktor?«

»Leider nein!«, war seine Antwort. »Er kann nicht mehr verdauen. Die Nahrung steckt im Darm und kann nicht weiter. Die Metastasen sind greifbar ...«

Mentschi spürte nur den ersten Stich. Er zuckte kurz auf, dann streckte er sich, legte den Kopf zur Seite und begann stoßweise zu atmen. Seine Augen wurden glasig, ehe sie brachen. Ich stand vor ihm, streichelte sein struppiges Fell und atmete tief. Der Doktor und Hans starrten zum Fenster hinaus. Kein Wort fiel. Was dann kam, war eine Sache von Sekundenbruchteilen. Ein zweiter Stich, dann nichts mehr. Der Abschied kam eine Stunde später, als sich Hans im Garten durch die von Eis verharschte Erde gearbeitet und eine Grube gegraben hatte. Gerade so groß und tief, um die Schachtel aufzunehmen, in der unser Kater lag. Wir ließen es nicht zu, dass Maxi, jahrelang die Gefährtin Mentschis, bei dieser Prozedur dabei war. Sie schnupperte die ganze Nacht und auch heute noch sucht sie nach ihm. Im Garten, auf der Straße zum Bach, im Stadel bei den Birken. Er wird uns fehlen ...

Im Herbst 1967 lief uns Moritz über den Weg. Wir hatten einen Spaziergang über die Felder, zu dem kleinen, zwei Kilometer entfernt liegenden Wäldchen gemacht. Dort, wo sich zwei Wege kreuzen, nahe der kleinen Kapelle, hüpfte er hinter einem Busch hervor und war nicht mehr abzubeuteln. Er strich um unsere Beine, sprang zuerst mich, dann Hans an und schnurrte dabei so laut, dass seine Barthaare erzitterten. Dabei stellte er seinen Schwanz kerzengerade, wobei er mit seinem ranken, schlanken Körperchen einen rechten Winkel bildete.

Natürlich begann ich mit ihm zu tollen. Ich tupfte ihm auf die Nase, kitzelte ihn am Goderl, kraulte ihn sacht mit zwei Fingern hinter den Ohren. Er ließ sich alles gefallen,

begleitete uns auch auf dem Rückweg und schlüpfte schließlich mit uns zur Haustür herein.

»Was sollen wir machen? Den kriegen wir nicht mehr los!«, sagte ich zu Hans. Er lächelte, antwortete aber nichts. Ich weiß, dass er Hunde lieber hat als Katzen. Und dass er sich damals sehnlichst einen »Schäfer« oder einen »Boxer«, am meisten aber einen ungarischen Hirtenhund gewünscht hat. Zahlreiche Besuche in Tierhandlungen und bei Züchtern hatten allerdings noch kein greifbares Ergebnis gezeitigt. Und in dem Augenblick, als ich still bei mir entschied, unseren vierbeinigen Zulauf zu behalten und ihn Moritz zu nennen, wusste ich und wusste er, dass es – zumindest in den nächsten Jahren – bei uns keinen Hund geben würde. So kamen wir auf die Katz. Besser gesagt: auf unsere (zahlreichen) Katzen. Und ich kaufte ein paar Tage später bei Meister Holzmüller in Göllersdorf das erste einer Unmenge von blau karierten Quartheften, um darin ihre Geschichten aufzuschreiben.

23. Oktober 1967. Welch eine Überraschung! »Kater« Moritz ist gar kein »Er«, sondern eine »Sie«! Schon vorige Woche kam mir dieser Verdacht, als plötzlich in unserem Garten nicht weniger als sieben (!) Kater auftauchten, sich rund um die Terrasse verteilten, hinter Büschen und Bäumen, wie Denkmäler auf den moosbewachsenen Findlingen unseres Steingartens Posten bezogen und »ihm« aufzulauern begannen.

Gewiss nicht ihr erstes Rendezvous mit Moritz. Denn seit heute habe ich die Gewissheit: Die Katze, die kein Kater ist, erwartet Nachwuchs! Wenn ich das unserer Nachbarin, der alten Frau Schirnböck, erzähle, lacht sich die schief. »Diese Stadtleut! Können net amal a Mannl von an Weibl unterscheiden!«, würde sie sagen. Aber ich werde schon noch lernen, mich mit Viechern auszukennen. Liebhaben allein genügt ja wirklich nicht.

30. November. Ich habe für unseren »Moritz« endlich den zu seinem, besser gesagt, zu ihrem Geschlecht passenden Namen gefunden: »Sie« heißt jetzt schlicht und einfach Minki. Heute ist sie in aller Früh auf mein Bett gesprungen, hat sich mir auf die Brust gelegt, die Pfoten eingezogen und mich sphinxhaft angestarrt. Dabei schnurrte sie laut und tief. Als ich um sechs aufstand, um das Frühstück zu machen, begleitete sie mich in die Küche.

Jetzt schläft sie, zusammengerollt, aber mit gespitzten Ohren, in der Essecke und macht keinerlei Anstalten, diesen Platz zu räumen, obwohl sie weiß, dass heute die Frau Grüneis kommt und sämtliche Polster und Polstermöbel klopfen und bürsten wird.

2. Dezember, 17 Uhr. Ich glaube, heute schlägt Minkis schwere Stunde. Seit mittags ist sie unruhig. Sie geht mir überall hin nach, verfolgt mich sogar auf den Lokus. Wenn ich sie verscheuchen will, weil sie ihre Vorderpfoten permanent auf die Schreibmaschinenrolle legt und mich an meiner Brotarbeit hindert, schaut sie vorwurfsvoll und beginnt zu knurren. Ob sie Schmerzen hat? Äußerlich kennt man ihr nichts an. Aber nach einer halben Stunde wird sie plötzlich fahrig, springt vom Tisch und beginnt an den Kästen zu kratzen.

Ich öffne die Truhe, in die ich schon vor Tagen über einen dicken Kotzen eine Plastikdecke und darauf ein gut saugendes Handtuch gebreitet habe, und lege sie hinein.

Sie streckt sich und bleibt. Aber sobald ich sie verlasse, springt sie auf und geht mir nach. Da rücke ich den Sessel neben die Truhe, setze mich neben sie und warte ...

22.30 Uhr. Minki ist seit einer Stunde Mutter. Sie hat zwei gut entwickelte Kinder. Ein grauweißes und ein wildkatzenähnliches Mädchen. Ich nenne sie Mimi und Maxi. Gott, war das eine Aufregung im Haus, als sie endlich da waren! Ich habe schon drei Mal das Handtuch gewechselt. Jetzt liegt Minki glücklich schnurrend und völlig entspannt in ihrem blitzend weißen »Wochenbett«. Die Kleinen saugen schmatzend. Sie können noch nicht sehen, krabbeln aber munter unter dem Bauch ihrer Mutter umher.

Katzenfreunde, die nur kastrierte »Schnurrer vom Dienst« in ihrem Domizil halten, werden sicher den Kopf schütteln, wenn sie hier über die »Zustände« lesen, die mehrmals im Jahr, nämlich immer dann, wenn Minki ihren Nachwuchs aufzog, in unserem ansonsten so peinlich sauberen Haus herrschten. Als die »Alte« nämlich zum ersten Mal ihrer wichtigsten Erzieherpflicht nachkam, ihren beiden Mädchen Mimi und Maxi nachts eine lebende Maus brachte und diese just neben meinem Bett aus den Fängen ließ, blieb mir vor Schreck fast das Herz stehen.

Die folgenden Ereignisse bilden einen nicht unwesentlichen Teil meines Katzentagebuchs von Anno 1968. Aber selbst dann, wenn ich in jenen Monaten nichts schriftlich niedergelegt hätte, wären sie mir heute noch in Erinnerung. Schon deshalb, weil sich damals – nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal – mein Mann über mich herzlich amüsiert hat ...

10. Februar 1968, fünf Uhr morgens. Ich bin wie gerädert. War das eine Nacht! Um elf, wir hatten längst das Licht ausgelöscht, hörte ich es poltern. An sich nichts zum Aufregen. Hans hat, um Minki das Ausgehen und Heimkommen zu erleichtern – Katzen sind schließlich Nachttiere und streunen am liebsten herum, wenn die Natur schläft –, an den Sprießeln unserer Weinlaube ein paar Bretter befestigt und darauf, parallel zur Hauswand, eine selbst gebastelte Leiter gelehnt. Die ist breit und bequem. Auf ihr wird sie, selbst im schneereichsten, eisigsten Winter, nicht ausrutschen.

Als Minki, wie gesagt, unter etlicher Lärmentwicklung, zum Fenster hereinsprang, ließ sie ein merkwürdig hohes, lang gezogenes »Miau« ertönen. Es ging ihren beiden Kleinen auf dem Plaid zu meinen Füßen offensichtlich durch Mark und Bein. Sie richteten sich plötzlich auf, machten einen gewaltigen Satz und stellten sich mit zitternden Barthaaren und erwartungsvoll gespitzten Ohren vor sie hin. Im gleichen Augenblick sah ich etwas Schwarz-Graues über meine Bettdecke flitzen.

»Jessas, die hat uns eine Maus hereingebracht!«, schrie ich in Richtung meines friedlich schlummernden Mannes. »Na und? Is doch a Katz!«, murmelte er schlaftrunken.

»Um Gottes willen, tu was! Ich hab doch die Maus im Bett!«, rief ich in höchster Not.

»So was, wie kann man in deinem Alter nur sooo kindisch sein!« Jetzt war er endlich wach, erhob sich kopfschüttelnd und hielt nach der Maus Ausschau.

Die Katzen auch. Die Maus hatte sich mittlerweile in berechtigter Angst, von der unüberhörbar knurrenden Minki neu eingefangen und prompt aufgefressen zu werden, entlang der gedrechselten Pfosten meines Bettes zum Dachbalken hinaufgehängt und äugte nun von dort auf uns herunter. Ein Bild für Götter muss es schon gewesen sein. Ich,

mit angezogenen Beinen kerzengerade im Bett sitzend, mein Mann, der sich vor Lachen den Bauch hielt, und die Katzen, gierig zum Giebel starrend, wo die Maus war. Zunächst geschah nichts. Dann, ganz plötzlich, tat Minki einen gewaltigen Sprung und – als angstvolle Reflexbewegung, anders kann ich's mir nicht erklären, fiel die Maus von der Decke, plumpste ihr direkt vor die Beine. Was nun geschah, war eine Sache von Sekunden. Ein schneller Biss, dann wieder dieses merkwürdig lang gezogene »Miau« der Mutter in Richtung ihrer Jungen. Mimi, die schnellere von beiden, schnupperte kurz an der Beute, ihre Pupillen wurden groß und schwarz und starr vor Gier. Dann begann sie genüsslich, Schwänzchen aufwärts, an dem Mäuslein zu nagen. Mittlerweile hatte aber auch Maxi Gusto bekommen. Sie begann zu fauchen, was sich bei ihrer Jugend so anhörte, als würde jemand ganz sachte auf einem Kamm blasen. Mimi ließ die Maus sofort los, und Maxi machte sich über sie her. Die Mama hatte sich inzwischen in einiger Distanz niedergelegt. Sie glich nun mit ihren weit von sich gestreckten Pfoten und dem starr nach vorn geneigten Kopf einer kleinen Sphinx. Und sphinxhaft geheimnisvoll blieb für uns auch das, was in diesen Minuten in ihr vorgegangen sein mag. Aber was immer es war, eines ist sicher: Sie war mit sich und ihrem Nachwuchs einverstanden. Ihr lautes Schnurren verriet Wohlbehagen und Zufriedenheit.

23. Februar, vormittags. Nie hätte ich gedacht, dass in diesem Haus die Mäuse Reigen tanzen und ich solchem Treiben protestlos zuschauen würde. Das gewisse Phlegma hat mir Hans beigebracht. »Schau«, sagte er, »du hast es ja so wollen. Es war dein Wunsch, nicht meiner, dass wir der Minki zwei Kinder lassen. Jetzt müssen die natürlich aufwachsen. Und das geht nur, wenn sie auf Mäuse trainiert werden!« So bin ich also in den vergangenen Nächten nur schwer eingeschlafen und immer wieder, wenn's endlich so weit war und ich von Müdigkeit übermannt in Morpheus' Arme gleiten wollte, aufgeschreckt. Denn es war stundenlang ein Kommen und Gehen, die bereits als charakteristisch erkannten Miau-Töne, schließlich das kurze Knacken von Mäuseknochen und dann, meist erst im Morgengrauen, Stille.

25. Februar. Jetzt bin ich übers Ärgste hinweg. Zwar beginne ich bei dem Gedanken, Minki oder die beiden eifrigen Kleinen könnten mir im Überschwang ihrer Lust bei ihren Spielen, diesem ständigen in die Luft Werfen und Wiederauffangen der Beute, eines Nachts die Maus erneut ins Bett schleudern, am ganzen Körper zu bibbern, aber ich halte meine Ängste in Schach. Es ist schließlich kein reines Vergnügen, wenn einem Nacht für Nacht das wiehernde Gelächter des Ehegespons' ans Ohr dringt.

3. März. Heute haben wir Maxi und Mimi zum ersten Mal auf die Terrasse gelassen. Hans schaufelte einen schmalen Weg durch die fast meterhohe Schneedecke. Dann formte er kleine Schneebälle und warf sie nach den beiden. War das eine Hetz! Mimi steckte regelmäßig ihr rosafarbenes Schnäuzchen in die zerstiebende Flockenmasse, Maxi, die behäbigere von beiden, tappte schon in der Luft danach, drehte aber, weil sie nichts erwischen konnte, beleidigt den Kopf zur Seite und ging davon. Minki weiß jetzt, dass ihre beiden Mädchen auf Mäuse gehörig scharf sind, und hat die

Beutelieferungen zu nachtschlafender Zeit eingestellt. Auf ihrem Programm stehen derzeit Bauchaufschwünge, die blitzschnellen Rollen, die kurzen, tanzschrittähnlichen »Pas de deux«, kurz all das blitzschnelle Kampfgehebe, das eine Katze, die sich bei ihresgleichen und anderem Getier Respekt verschaffen will beziehungsweise muss, an den Tag zu legen hat.

5. März. Heute hat Mimi ihrer mütterlichen Trainerin in der Hitze des Gefechtes fast das rechte Ohr abgebissen. Es blutete heftig. Zunächst verlieh Minki ihrem Schmerz nur durch überlautes Knurren Ausdruck. Dann hob sie plötzlich die rechte Pfote und gab der Frechen eine derartige Watschen, dass diese, völlig perplex, rücklings in den dicht vor der Terrassentür liegenden Schneehaufen fiel.

Maxi schaute zu und schnurrte behaglich. Ihr ist so was noch nie passiert. Allerdings schaltet sie während der Übungsstunden auch regelmäßig auf »faule Welle«. Sie kneift zunächst das rechte, dann das linke Auge zu, gähnt so laut, vor allem aber so großräumig, dass sekundenlang ihr Mäulchen von einem Ohr zum anderen reicht, legt sich um und streckt alle viere von sich.

Solche Bequemlichkeit passt der Mutter gar nicht. Mit weit vorgestreckter Schnauze stupst sie sie zunächst am Kopf, dann beißt sie sie – ganz leicht – in den Schwanz. Aber Maxi schaut nicht einmal auf. Übrigens: Außer Schnurren kann sie gar nichts. Das habe ich heute erst entdeckt. Während Mimi wie am Spieß zu schreien anfängt, wenn man sie in die Hände nimmt, lässt Maxi, ob ihr was passt oder nicht, nur lautlos ihre stecknadelgroßen Zähne sehen. Hat sie keine Stimmbänder?

»Na ja, a kleine, herzige Missgeburt!«, häkelt mich Hans. Ich geb ihm gar keine Antwort. Maxi, diese kleine Schönheit mit den Wildkatzenstreifen im nerzbraun-schwarzen Fell, ist eben ein Spätentwickler. Eines Tages wird sie schon ihr erstes, lautes »Miau« artikulieren.